B67-4711

Über die Stellung Deutschlands in der Welt

Von

Karl Alexander von Müller

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1916

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Vorwort

Ich gebe den folgenden Vortrag, auf mehrfache freundliche Ermunterung, sachlich unverändert in Druck, so wie ich ihn am 17. März als Abschluß einer Reihe öffentlicher nationaler Vorträge, veranstaltet vom Verein für Fraueninteressen, in München gehalten habe. Er beabsichtigt in der Kürze, die einem Abendvortrag abgesteckt ist, nicht mehr, als eine Linie unter vielen herauszugreifen und zu verfolgen.

München, Anfang Mai 1916

Karl Alexander von Müller

Jeder von Ihnen, meine Damen und Herren, erinnert sich an eine Stunde in den ersten Augusttagen 1914, in der er die Karte zur Hand nahm, um die äußern Verhältnisse der beiden Mächtegruppen zu betrachten, die sich mit den Waffen gewaltig gegeneinander erhoben. Ein bedrückender Anblick! Auf der einen Seite die beiden Mittelmächte, unser Reich und Österreich-Ungarn, damals noch allein, ein kleiner, gedrungener Block von 1217000 Quadratkilometern mit rund 120 Millionen Einwohnern und einer Reihe zersplitterter Außenposten rund um die Welt, die in dieser Lage mehr eine Schwäche als eine Stärke bedeuteten. Auf der andern Seite Rußland allein mit einem Gebiet, das über 18 mal so groß war, und 177 Millionen Einwohnern darauf; dazu Frankreich mit weiteren 39 1/2 Millionen in seinem Mutterland und 48 1/2 in seinen Kolonien; Belgien, Serbien, Montenegro, alsbald auch Japan; und schließlich das britische Imperium, dessen Gesamtgebiet, wieder allein für sich, das der Mittelreiche um das 27fache, dessen Gesamtbevölkerung jene mehr als ums 3 1/2fache übertraf. Unter unsern Gegnern sahen wir die zwei größten Weltreiche, die die Geschichte bisher hervorgebracht hat; die gewaltigste See-, Geld- und Handelsmacht, die noch je die Erde umspannt, die Pfeiler ihrer Herrschaft seit Jahrhunderten rundum in allen Meeren aufgepflanzt und gefestigt hat; drei der stärksten Heeresmächte der Zeit; Völker mit gewaltiger, ruhmreicher Vergangenheit, in lebenstrotzender Gegenwart, mit vorwärtsdrängendem Zukunftswillen, starrend von Menschen,

Waffen, Erzeugnissen — eine unermeßliche Fülle von Kraft. Von allen Seiten her schien sie sich zermalmend auf die kleine europäische Mitte herzuwälzen: alle Welt sah uns schon unter der riesenhaften Übermacht erdrückt.

Zwanzig Monate stehen wir nun in diesem furchtbaren Ringen. Wir sind weit entfernt davon, uns erdrückt zu fühlen. Wenn wir wieder auf die Karte blicken, so finden wir die Grenzen, die wir heute beherrschen, im Gegenteil vorgeschoben, im Westen, im Osten, im Südosten. Das Gebiet, das wir auf europäischem Boden als Faustpfand in der Hand halten, ist vier Fünftel so groß wie unser eignes Deutsches Reich. Zwar sind drüben inzwischen noch Italien und Portugal, dafür aber bei uns die Türkei und Bulgarien als Bundesgenossen dazu gekommen. Alle englische Meisterschaft des Hunger- und des Lügenkrieges ist bisher an unsrer ruhigen Kraft zerschellt. Nach Südosten haben wir den Weg ins Freie mit dem Schwert aufgebrochen. Nach drei früheren gewaltigen Angriffsschlägen sind wir jetzt eben in einem vierten, von neuer Art, begriffen — wir hoffen alle, daß er dem ältesten, und wir sagen's gern, immer einem der tapfersten unsrer Feinde schließlich an die Lebensader schlage. Unser Wille zum Sieg und unsre Zuversicht auf den Sieg sind heute so stark wie je.

Dies sind zwei gegensätzliche Bilder und Stimmungen, die ich eben vor Ihnen aufgerufen habe, Bilder und Stimmungen, die jedem von uns in diesen Monaten immer wieder aufgetaucht sind, mit denen wir uns alle innerlich beschäftigt haben. Beide nebeneinander gehalten, scheinen manches in den widerspruchsvollen Äußerungen unsrer Feinde über uns zu erklären, manches auch in dem fließenden Auf

und Ab unsrer eignen Gedanken, Wünsche und Hoffnungen. Wie ist in Wahrheit die Stellung unsres Staates, unsres Volkes in der Welt? Wie stehen wir unter den andern Mächten? Dies ist das Thema, über das ich aufgefordert bin, heute zu Ihnen zu sprechen. Die Schwierigkeiten liegen auf der Hand, die in der Größe des Gegenstandes bestehen, in seiner Allgemeinheit, ja selbst in dem ununterbrochenen Interesse, das in diesen Kriegsmonaten auf ihn vereinigt ist; man spricht hierüber sozusagen vor einem Parkett von Kennern. Ich versuche meine Aufgabe zu lösen, indem ich an das Thema von meinem besondern Fach, von der Geschichte aus herantrete. Auch hier bietet der Gegenstand ja nicht die runde Geschlossenheit dramatischer Zuspitzung oder bildmäßiger Anschaulichkeit, wie sie historische Stoffe ihrem Darsteller manchmal glücklich an die Hand reichen. Es ist ein Gegenstand vielmehr überschauender, zusammendrängender Entwicklung, gehoben freilich von der gewaltigen, schicksalvollen Größe der Zeit, getragen vom leidenschaftlichen Atem unsrer nationalen Hoffnungen — ich denke, niemand wird erwarten, daß ein Deutscher heute über einen vaterländischen Gegenstand anders zu reden vermöchte als mit ganzem, heißem, überströmendem Herzen — aber doch immer begleitet und geleitet von der nüchternen Kritik, von der strengen, ja wenn es sein muß grausamen Sachlichkeit, die die Wissenschaft jedem auferlegt, der ihr dient.

Wie ist Deutschlands Stellung in der Welt? Wir treten also an diese Frage heran, indem wir sie durch eine andre ersetzen: Wie ist Deutschland in seine heutige Stellung, zu seiner heutigen Stellung in der Welt gekommen? Welche Kräfte, welche Entwicklungen haben es hieher geführt? Mit

welchen Schwierigkeiten hat es dabei zu kämpfen gehabt? In einem raschen Gang die Zeiten herauf wollen wir das vor uns vorbeiziehen lassen, in den wichtigsten Zügen natürlich nur, etwas breiter am Eingang und dann wieder je näher wir an unsre Gegenwart heranrücken, aber immer freskomäßig, ganz im Großen, bis an den Krieg heran, bis in den Krieg herein, bis zur heutigen Stellung Deutschlands in der Welt.

Sie brauchen nicht zu besorgen, daß wir uns dabei allzu tief in die blauen Fernen der Vergangenheit verlieren. Es ist eines der Kennzeichen unsrer politischen Geschichte, daß sie zugleich eine der ältesten und die jüngste des Erdteils ist. Wie durch Moränenschutt und Bergstürze von uns abgetrennt liegen die großen Jahrhunderte unsrer frühern Geschichte. Der Glanz der mittelalterlichen Kaiserzeit, da die Mitte des Erdteils Süd und West, Ost und Nord beherrschend überragte, ja selbst die entscheidungsschwere Größe des 16. Jahrhunderts — sie liegen weit hinter uns: weltgeschichtliche Höhepunkte unsres Lebens als Nation, die zu uns herüberleuchten, so oft wir aus den Niederungen gedrückter Zeiten emporsteigen, aber einen unmittelbaren, lebendigen Bezug auf die Fragen, die uns heute bewegen, haben sie nicht. Wir brauchen nicht weiter als hundert Jahre zurückzugehen, um unsern Faden anzuknüpfen.

Wie war Deutschlands Stellung in der Welt vor hundert Jahren, im Jahre 1815? Dies 1815 ist ja ein Jahr, das eine gewaltige Epoche für ganz Europa bezeichnet. Es ist das Jahr von Waterloo, das Jahr des Wiener Kongresses, das Ende der furchtbaren Kämpfe und Umwälzungen, die wir unter dem Namen der französischen Revolution und

Napoleons zusammenfassen: der letzten großen gesamteuropäischen Erschütterung vor derjenigen, die wir heute erleben. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte sie gedauert. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte dieser Krater sich nicht mehr geschlossen, der seine Fluten von Glut und Lava über den Erdteil ausschüttete, von Boulogne und Flandern bis Ägypten und Syrien, von Kopenhagen bis zum Tajo und nach Moskau. Ununterbrochene Ströme von Heeren hatten sich über die Länder gewälzt, Kriege in vorher unerhörten Maßstäben sie erschüttert, die größten innern Umbildungen von Staat und Gesellschaft sie begleitet. „Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern." Wie der korsische Eroberer siegreich immer weiter um sich griff, hatte Europa einer neuen, seit Jahrhunderten abgewehrten staatlichen Form näher geschienen denn je: der Übermacht eines Einzelnen über alle andern, der Weltherrschaft.

1815, nach der Niederlage Bonapartes, tauchte das alte Europa aus den Fluten wieder auf: die alten Völker noch, die alten großen Staaten noch, die alten großen Mächte. Auf dem Wiener Kongreß waren alle Überlebenden vereinigt; neunzig souveräne und dreiundfünfzig mediatisierte Fürsten waren hier vertreten, um die Welt der Staaten wieder in die Fugen zu bringen. Entscheidend waren allein die Sieger im Kampf, die großen Mächte.

Da standen England und Rußland, die beiden Kolosse schon damals, die der Korse nicht hatte bezwingen können. Sie waren beide in der großen Erschütterung nur gewachsen; beide behielten, was sie erobert hatten; für sie schloß der große Kampf mit einem reinen Gewinn. Sie waren die beiden einzigen Weltreiche der Zeit: ihr Ringen miteinander,

gegeneinander durchflutet von da an das ganze 19. Jahrhundert. Neben ihnen als siegreiche Gegner Napoleons finden wir zwei weitere selbständige Mächte, Österreich und Preußen. Ganz anders als über jene war das große Ringen über sie hinweggegangen, ganz anders waren sie beide, ihre Länder und Völker in diesen Kampf verflochten gewesen: beide schon unterlegen, verkleinert, bedroht, beide schon dem Imperator heerespflichtig geworden. Aber auch sie standen nun wieder aufrecht auf dem Plan, nicht größer als sie 1795, nach der letzten polnischen Teilung, gewesen waren, aber doch günstiger abgerundet, Österreich mehr nach dem Osten, Preußen mehr nach dem Westen hin gewachsen. Daneben schließlich, neben den Siegern auch der Besiegte, Frankreich — das alte bourbonische Frankreich auch hier noch einmal, auf die Grenzen von 1792 wieder zurückgeführt; Elsaß und Lothringen hatte es gegen den Anspruch von Preußen und Österreich behalten.

Diese fünf Mächte — wie vorher im 18. Jahrhundert — bestimmten auch jetzt auf dem Wiener Kongreß wieder das Schicksal von Europa. Sie regelten die Verteilung des strittigen, hin und her eroberten Gebietes, das zur Verfügung stand: Belgien, Holland, Polen, Italien, das linke Rheinufer, Deutschland.

Deutschland! Die Stellung Deutschlands 1815 war ja das erste, was wir feststellen wollten. Wir suchen dieses Deutschland mit dem Auge, das von den heutigen Verhältnissen herkommt, unter den Mächten der damaligen Welt, wir suchen es, aber wir finden es nicht. Da lag es freilich wie immer, das offene Herz des Erdteils, dies alte grüne Land, rauschend von Wäldern und Wassern, mit goldenem

Getreidesegen, mit Rebenhügeln und Wiesenmatten, fruchtbar, anmutig, abwechslungsreich, ein wahres Land der Mitte, von den schneebedeckten Kämmen seiner Alpen bis zu den schieferdunklen Wogen der Nordsee, von den fröhlichen, singenden Ufern des Rheins, bis zu den ernsten Waldhöhen der Donau. Da saß es wie vor alters, dies treue, geduldige Volk, das seit langen Jahrhunderten hier inmitten des Erdteils seine Stätte aufgeschlagen, arbeitsam wie immer, langmütig und schwerflüssig, weich und trotzig, tapfer und grüblerisch. Von den Bergen sprachen die Burgen und Klöster, aus den Städten sangen die Dome und erzählten die Schlösser von seiner reichen, tausendjährigen Geschichte. Neben ihnen aber brannten noch die Wunden, seufzte die Armut und Kleinbürgerlichkeit, klagten zahllose alte und neue Schlachtfelder über lange Zeiten der Schande und der Dienstbarkeit. Wo war der alte zusammenfassende deutsche Staat geblieben? das Kaisertum, das einst die erste Krone der Christenheit gewesen war?

Seit im dreißigjährigen Krieg Franzosen und Schweden, Spanier und Engländer auf unsern Feldern ihre Fehden ausgestritten, war dies Land unter der Vormundschaft jüngerer Mächte gestanden. Alle ihre Einflüsse kreuzten sich über uns hin. Über anderthalb Jahrhunderte war unser Dasein die seltsamste Mischung von Schwäche und Kraft gewesen. Die einheitliche Reichsmacht verfiel in schnörkelhaftem Wust und jammervoller Schwäche; aber immer noch strotzte der alte unerschöpfliche Boden von einer Überfülle politischer, wirtschaftlicher, geistiger Kräfte; in hundert Rinnsalen zersplitterten sie sich über ihn her, überströmend ergossen sie sich aus seinen Grenzen in die Nachbarländer. Zwei dieser

Sonderbildungen hatten sich lebenskräftig zu selbständigen Großmächten emporgehoben. Sie traten in den Kreis der neuen europäischen Mächte ein, wir haben sie hier schon begegnet, Österreich und Preußen. Durch sie hatten wir noch tätig Teil an den Geschicken der Welt. Die deutsche Mitte zwischen ihnen, hinter ihnen aber hatte keinen eignen Willen mehr. Im Sturm der napoleonischen Kämpfe war ihr der letzte Rest ihres alten Reichsverbandes zerbröckelt; ihre einzelnen Glieder wechselten eine Zeitlang Form und Gestalt wie im Kaleidoskop. 1815 auf dem Wiener Kongreß wurde dann auch sie samt ihren beiden Vormächten von neuem zusammengeschlossen.

Die politische Verkörperung dieser deutschen Gesamtheit war nun der sogenannte ewige deutsche Bund; über ein halbes Jahrhundert ist er es geblieben. Sie kennen ihn alle. Auf ihm lag noch etwas wie ein Widerschein vom letzten Schimmer des alten heiligen Reiches — ein reichlicher Schatten aber auch von dessen altehrwürdiger Schwerfälligkeit und träger Ohnmacht. Die Revolution und Napoleon hatten freilich viel vereinfacht: von dreihundert waren nur achtunddreißig Staaten geblieben. Aber dafür war auch der letzte Rest von einheitlicher Obergewalt, den die alte Reichsmacht noch festgehalten hatte, verschwunden. Wie stand dies lockere Staatenbündel neben den straffen nationalen Mächten des Erdteils? Weder Monarchie war's noch Föderation. Es hatte selbst keine Souveränität und schränkte doch die Souveränität seiner Teile durch die Zusammenfügung ein. Es hatte keine klaren Grenzen: seine beiden Vormächte Österreich und Preußen hatten Provinzen, die innerhalb, und andre, die außerhalb des Bundes lagen, und sie erlaubten nicht, daß

diese in ihrem eignen Staatskörper irgendwie voneinander geschieden würden. Beide hielten an dem Anspruch fest, jede für sich eine selbständige, europäische Großmacht zu sein. Im Bund trafen sich beide, stießen sich beide. Jede Stärkung seines Verbandes war nur möglich gegen eine von ihnen. Man kann sich denken, welche Schlagkraft seine gemeinsamen Einrichtungen da erhielten. Es gab keine klare Bestimmung über die Zuständigkeit der Bundesgewalt, kein Organ mit wirklicher Gewalt überhaupt. Seine dringlichste Aufgabe nach den Erfahrungen der napoleonischen Zeit war offenbar die Organisation der militärischen Landesverteidigung: es dauerte sechs Jahre, bis er sie auf dem Papier, fünfundzwanzig, bis er sie praktisch durchgeführt hatte — mit welchem Erfolg, das haben wir Bayern ja noch 1866 am eignen Leib erfahren. Das war der Bund inwendig.

Dem entsprach seine Stellung in Europa. Er hatte selbst keine auswärtige Diplomatie; jedoch die fremden Großmächte waren durch Gesandte am Sitz seines Bundestages vertreten. Drei auswärtige Souveräne gehörten ihm überhaupt noch als Bundesglieder an: Dänemark für Holstein, die Niederlande für Luxemburg, England (in Personalunion) für Hannover. Sie hatten also in allen Bundesangelegenheiten kraft Rechtens mitzureden. Rußland, England und Frankreich betrachteten sich ferner durch die Unterzeichnung der Wiener Kongreßakte als Bürgen des Bundes. Sie fanden darin ebenfalls ein Recht, ihn zu überwachen, zu leiten, wie einst das alte Reich. Manches Sonderinteresse hielten sie immer noch an sich gebunden. Im Wirtschaftlichen hatten sie die zerstreuten Teile von vornherein geknebelt, und vor allem England wußte sich aus ihrer Hilflosigkeit sein Schäfchen

zu scheren. Der Bund als solcher aber trug diese Unselbständigkeit und Schande im alten Gefühl der Gewöhnung.

Dennoch lebte in diesem altmodischen, ungelenken Staatskörper von Anfang an eine neue, wachsende, vorwärtsdrängende Seele. Später und auf selteneren Wegen als bei den andern großen Völkern war sie in Deutschland erwacht. Wie im frühen Mittelalter die zusammenfassende Bezeichnung „Deutsch" zuerst für das gemeinsame geistige Band, für die Sprache, auftauchte und dann erst ausgedehnt wurde auf Land und Volk; so schöpfte auch jetzt der Trieb nach nationaler Einheit und Größe wieder aus den tiefsten Quellen des innern geistigen Lebens seine erste, edelste Nahrung. Dieses selbe Deutschland, dessen politische Ohnmacht wir eben gesehen haben, war das Land Goethes und Schillers, Mozarts und Beethovens, Kants und Fichtes. Über alle andern, mächtigeren Völker hinweg hatte es eben nach der geistigen Krone des Erdteils gegriffen. Aus Philosophie, Dichtung und Wissenschaft war ihm eben zuerst wieder die Kraft eines eignen freien Nationalbewußtseins zugeströmt. Dann freilich — was diesem Kraft und Breite gab, waren nicht mehr Gedanken und Träume, sondern die einfache, harte politische Erfahrung: jeder einzelne, der niedere wie der hohe, fühlte sie am eignen Leib, im eignen, alltäglichen Leben. Napoleon, der durch unsre Städte ritt und unsre alten Länder unter seine Trabanten aufteilte, der Druck seines Militärs, der Klang seiner Befehle, die schneidend in alles innerste, freie Leben eingriffen, das erst hat uns Deutschen den Sinn von Volk und Staat, den Wert des nationalen Zusammenhangs, die Notwendigkeit politischer Stärke ins Bewußtsein gehämmert:

„Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten, nach der Götter Lehre,
Uns durch viel Jahre im Verzeihn:
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein!"

Und nun hatten sich, in der preußischen Reform und den Freiheitskriegen, die gesammelten geistigen Kräfte zum erstenmal von den Höhen des innern in die Breiten des politischen Lebens ergossen. Zum erstenmal war die Tapferkeit, die jahrhundertelang zersplittert in allen Lagern des Erdteils für die Fremden sich herumgeschlagen hatte, wieder gesammelt dem eignen Land, der eignen Zukunft zugute gekommen. Wenige Jahre, nachdem es seinen alten Staat sang- und klanglos, ohne die Hand zu rühren, hatte dahinfahren lassen, erhob sich dies Volk in einem überwältigenden Drang nach neuer Einheit und Stärke. Sein Ergebnis war zunächst nur der deutsche Bund; aber er beruhigte sich nicht mit ihm. Er war die stärkste Macht des Jahrhunderts, eine einzige, ständig anschwellende Woge nationalen Aufstiegs: bis in die Tage unsres Krieges herein ist ihr Wellengang nur immer höher und höher gestiegen. Er ist die Macht, die unsre Stellung in der Welt in all dem gewaltigen Wandel seit hundert Jahren von innen her getragen, gehalten, emporgehoben hat.

Den Weg, den stolzen und schmerzenreichen Weg, den dieser nationale Drang und Wille dann gegangen ist, brauche ich nun nicht im einzelnen zu verfolgen. Ein halbes Jahrhundert unsrer Geschichte ist er recht eigentlich in vollem Be-

wußtsein ihr leidenschaftlicher, sehnsüchtiger Hauptinhalt gewesen. „Die politische Einheit Deutschlands", so sagte damals ein ernster französischer Beobachter, Quinet, „das ist der tiefe, unausgesetzte, notwendige Gedanke, auf dessen Entwicklung alles hindrängt." Sie erinnern sich alle, in welchen Kämpfen er sich durch zwei Menschenalter hin schließlich durchgerungen hat. Wie die geistige Einheit in der Stille nach den Freiheitskriegen immer fester über alle Schichten des Volkes sich verankerte. Wie die wirtschaftliche Einheit zuerst die Schranken der achtunddreißig Binnenzollgebiete durchbrach: in jener Neujahrsnacht 1834, in der die Landstraßen an den Innengrenzen von achtzehn deutschen Staaten gedrängt voll standen von Fracht- und Planwagen, die auf den Schlag der zwölften Stunde warteten: dann flogen die Zollschlagbäume für immer in die Höhe, und mit Peitschenknall und Jauchzen ging es hinüber ins offne deutsche Bruderland. Und wie von hier, vom Wirtschaftlichen und vom Geistigen, der Wille zur Einheit, zur Stärke immer mächtiger und unaufhaltsamer ins Politische hinüberdrängte. 1815, als der deutsche Bund gegründet worden war, hatte noch ein Mann wie Wilhelm von Humboldt es gepriesen, daß dieser deutsche Staatenbund so schwach, so locker organisiert sei, so unfähig zu jedem Angriff: sein einziger Zweck sei Sicherung der Ruhe, Erhaltung des Gleichgewichts in Europa; wäre aber Deutschland stark, in seiner ganzen Kraft geeinigt, wer könnte es dann hindern, selbst eine erobernde Macht zu werden? 1849 dagegen sprach Friedrich Christoph Dahlmann es aus, was inzwischen die leidenschaftliche Sehnsucht dieses Volkes geworden war: „Es ist nicht bloß die Freiheit, die wir meinen, es ist zur größeren Hälfte die Macht, die uns

bisher versagte, nach der es uns gelüstet. Deutschland muß als solches endlich eintreten in die Reihe der politischen Großmächte des Weltteils."

In diesen fünfzig Friedensjahren, die der Bund bestand, straffte ein mächtiges inneres Wachstum alle Glieder des eingeschnürten deutschen Leibes. Wie erhoben sich unsre Städte wieder blühend über die alten Mauerringe hinaus, lebendige Wahrzeichen der selbsttätigen Bürgerkraft, die wirtschaftlich und sozial inmitten des genesenden Volkes heranwuchs. Wie hoben sich die verkümmerten gedrückten Fröner von ehemals allmählich wieder zu dem freien, eckigen Bauernstand, den wir heute kennen. Wie regte sich rundum in der alten kleinmütigen Ruheseligkeit wieder wageluſtiger Unternehmergeist, heller Weltsinn, wachsender Wohlstand. Dampfer und Eisenbahnen zogen ihre neuen wunderbaren Netze über das ganze Land. Am Rhein, an Wupper, Ruhr und Sieg, in Thüringen, Sachsen und Schlesien begannen die Wälder der Schlote emporzusteigen, und aus dem Dröhnen und Stöhnen ihrer Hämmer klang tausendfach das neue Lied der Arbeit, die Luſt und Not des rastlosen neuen Lebens. Jeder Takt ihres Rhythmus aber schweißte Deutschland innerlich fester zusammen, jeder Takt führte dazu, sein Leben, seine Kraft wieder hinaus in die Welt zu tragen, die nun erst auch für uns wieder entdeckt war.

Alles wuchs, das deutsche Volk, die deutsche Arbeit, der deutsche Reichtum — nur nicht der deutsche Staat, in dem dies alles vor der Welt verkörpert war. Der schien immer der gleiche bleiben zu sollen, wie wir ihn seit 1815 kennen gelernt haben: der alte, lockere, machtlose Bund. Aber wie anders empfand das wiederauferstandene wachsende Volk

das Elend dieser internationalen Rechtlosigkeit, den Druck der Ohnmacht, der ihm alle Wege auch der wirtschaftlichen Ausdehnung unterband. Was galt Deutschland, was galt der Deutsche immer noch in der Welt? „Der elendeste Russe", mahnte der Schwabe Friedrich Theodor Vischer, „genießt die Ehre, einem mächtigen und stolzen Staat anzugehören, der edelste Deutsche trägt das dreischneidige Schwert der Schmach seines Vaterlandes in der Brust." Immer noch grüßte kein Salutschuß in fremdem Hafen die deutsche Flagge: es gab sie noch nicht. Immer noch stand diese ungegliederte Mitte des Erdteils unter der Abhängigkeit der Großmächte rundum. Sie rechneten mit unsrer Schwäche, sie stützten sie; sie wollten uns alle, Rußland, Frankreich, England, einzeln und miteinander beherrschen; und auf allen Seiten standen wir ihrem Druck offen. An der Schleswig-Holsteinschen Frage, von 1846 an, haben wir es am deutlichsten erfahren, wie alles uns feindselig entgegenwirkte und wie wenig wir gegen diese Feindseligkeit vermochten. Ganz Deutschland war einig, das Recht eines seiner treuesten Stämme gegen das kleine Dänemark zu verteidigen, und ganz Deutschland war ohnmächtig gegen die Entscheidungen der europäischen Diplomatie: wie 1815 hatte es sich ihrem Willen zu beugen. Das war immer noch die Stellung des Deutschen Bundes in Europa.

Aus dem Labyrinth dieses Bundes einen Ausweg zu finden, ihn zu einem kraftvollen Staat weiterzubilden, aber wollte uns nicht glücken. Von den vierziger Jahren ab bis in die sechziger haben wir's immer wieder versucht. Das Volk, das Bürgertum hat es versucht in der Revolution von 1848 — vergebens; die Fürsten, die Regierungen haben

es versucht, eine nach der andern: Preußen, Österreich, die Mittelstaaten — vergebens. Wie die Quadratur des Zirkels schien es, die beiden rivalisierenden Vormächte unter sich und mit diesem mannigfaltigen Deutschland zwischen ihnen ins Gleichgewicht zu bringen. Alle alten zersplitternden Überlieferungen unsrer Geschichte, dynastische, wirtschaftliche, religiöse, geistige, lagen über den Weg; und jede fand irgendwie die Hilfe, die Unterstützung des Auslandes. Immer künstlichere und schattenhaftere Entwürfe tauchten auf, der Verwirrung zu steuern, und vermehrten sie nur. Überspanntes Selbstgefühl schwankte hinunter zu hoffnungsloser Demütigung. Bald schien die Einheit so weit gediehen, daß nur der Kranz der Zinnen und der Türme noch auf dem fertigen Bau fehle, bald schien alles von Grund auf wieder chaotisch, und man lebte, wie der Kaiser von Österreich damals sagte, „nur noch bis auf weiteres im Vorgefühl naher Katastrophen nebeneinander fort". Das war Deutschland vor wenig mehr als fünfzig Jahren.

Sie wissen es alle: ein Mann war es, der Ordnung in dieses Chaos, Helle in dieses Dunkel brachte. Immer wird in der langen Reihe der Jahrhunderte unsrer politischen Geschichte dieses neunzehnte strahlend aufleuchten: weil ihm der Genius geschenkt war. Wie ein Widerspiel fast seines Volkes, seiner Zeit trat er auf. In dieser Nation, von der die Fremden höhnten, sie wisse alles, aber sie könne nichts, ein Mann, dem das Wissen allein gar nichts war und der immer konnte, was er wollte; in dieser Nation, deren Beste eben in Schmerzen danach rangen, aus dem Unpolitischen herauszukommen, der politische Meister; in dieser Nation, die, weich und reich von Anbeginn, immer danach strebte,

Widersprechendes zu versöhnen, die immer ein Ding wollte und zugleich das Gegenteil, ein Mann des schneidenden Entschlusses, der harten, unerbittlichen Tat. Die Helle, die er brachte, glänzte von der Spitze des Schwertes, er wußte es wohl; er kannte die blutigen Wunden, die es schlug, und er rang bitter mit der niederdrückenden Schwere der Verantwortung; aber das Herz in der Brust hat ihm doch immer frohlockt, wenn die Waffen zum letzten Gang aus den Scheiden fuhren. Das Spiel der eisernen Würfel, das Gott allein lenkt, und in dem nur die wirkliche Kraft zu siegen vermag, dünkte ihm letzten Endes gerechter und männlicher als das Spiel der papiernen Verträge und Worte, das die Menschen untereinander mischen und in dem so oft der bloße Schein Trumpf bleibt. Nach der Wirklichkeit, wie er sie sah, vermaß er sich die deutschen Dinge wieder einzustellen, gegen allen Schein, der dawider war. Und er hat dies Werk vollbracht. Von Bismarck stammt die Stellung, die Deutschland seither in der Welt einnimmt. Vor seinem Geist hat sie zuerst gestanden, als kein andrer sie so sah. Seine Hand hat sie aufgerichtet und ausgebaut. Bis zum heutigen Tag trägt sie unverkennbar seine Züge.

Worauf stützte er sie? Er ging nicht, das ist ja oft betont worden, wie die andern vom Gedanken, vom Wunsch, vom Zukunftstraum der deutschen Einheit aus; im Gegenteil. Von der bestehenden, wirklichen, ganz leibhaftigen Macht, vom deutschen Sonderstaat, der gegen Reich und Einheit gerichtet schien, kam er her. Er war zunächst Preuße und nichts als Preuße; er lehnte es schneidend ab, etwas andres zu sein. Als Preuße sah er auf den Deutschen Bund, und er sah in ihm, wie er war, eine Fessel für seinen Staat,

die abgeschüttelt werden mußte; als Preuße sah er auf Österreich, und er sah in ihm zunächst einen Nebenbuhler, der geschlagen werden mußte.

Wir kennen alle diesen preußischen Staat, den Bismarck zum Eckstein unsres Reiches erhob — die jüngstgeborne unter den Großmächten des Erdteils, den jüngstgebornen selbst unter den deutschen Einzelstaaten: in der ärmsten Landschaft des alten Reiches aufgepflanzt, sparsam, mager, streng, in Waffen groß gezogen; eigensüchtig wie all diese Sonderstaaten — mit weniger Mitteln, aber mit härterem Willen, mit größerem Glück; begabt mit einer seltenen Reihe mächtiger Herrscher, die ihm ihren Stempel, ihren Ehrgeiz einprägen; aufstrahlend im Waffenruhm des großen Friedrich, dann der Freiheitskriege; gehaßt und beargwöhnt von Anfang an, im Ausland und in Deutschland selber; straff in sich gesammelt, aber nach außen noch unfertig, zu schmal für seine Ansprüche wie für die Leistungen, die er sich abrang: gezwungen, weiter zu wachsen oder langsam wieder unterzutauchen.

Bismarck wollte, daß er weiter wachse. Er sah den Weg dazu, und er zwang ihn, diesen Weg zu gehen, er allein, gegen den Willen aller andern. Dieser Weg aber — das war das Schicksal Preußens wie Deutschlands, des außerpreußischen und außerösterreichischen Deutschlands, des dritten Deutschlands, wie man damals gerne sagte — dieser Weg führte Preußen und Deutschland zusammen. Einmal schon, in der Stunde der höchsten Not, nach Jena, war ein enges Bündnis zwischen beiden geschlossen worden, eine Ehe damals, wie man wohl gesagt hat, zwischen preußischer Macht und deutschem Geist. Es war seitdem, allen Rückschlägen

und Widerständen zum Trotz, von beiden Seiter her immer enger geworden. Bismarck hat es vollends unauflöslich aufgerichtet. Indem er Österreich, die eine Vormacht, abtrennte, setzte er Preußen, die andre, an die Spitze von Deutschland. Er gab Preußen damit die natürliche Stärke, den breiteren Grund, dessen es bedurfte, und Deutschland die geschlossene staatliche Einheit, die es ersehnte; fast wäre man versucht, diesmal von einer Ehe zwischen preußischem Geist und deutscher Macht zu sprechen. Von da ab war er selbst auch als Staatsmann zum Deutschen geworden. Sein Ehrgeiz und sein Gewissen weiteten sich nach dem höheren Ziel. Alles einzelne, auch das spezifisch Preußische, hat er ihm seitdem untergeordnet. Es ist seitdem nicht denkbar mehr, eines vom andern zu trennen.

Wie, mit welchen Mitteln, aber richtete er dies neue Deutschland in der Mitte Europas auf? Mit Mitteln der auswärtigen Politik, als Diplomat mitten im Interessen- und Intriguenspiel der großen europäischen Diplomatie, als Kämpfer, der entschlossen war, auch den letzten, schwersten Argumenten der Zunft nicht auszuweichen. Drei siegreiche Kriege, 1864, 1866, 1870, tragen sozusagen die Fundamente unsres Reiches. Wir kennen die Verleumdung der Blut- und Eisenpolitik, die sich an diese Kriege knüpft; wir kennen sie, aber sie läßt uns kalt. Man zeige uns erst den großen Staat in der Geschichte, der nur durch diplomatische Noten und parlamentarische Beredsamkeit aufgebaut worden ist. Wir Deutsche haben jedenfalls Kriege genug führen müssen, weil andre auf unsre Kosten wachsen und stärker werden wollten; wir werden uns nicht dazu bekehren lassen, daß die Kriege ungerechter sein sollen, bei denen es um unser

Wachstum und unsre Stärke ging. Kein Reich, das wir kennen, ist durch raschere, schnellere, maßvoller geführte Schläge gezimmert worden als dieses in der gefährlichsten Lage des Erdteils. Heut erst vermögen wir es in seiner ganzen Bedeutung zu ermessen: jedesmal stand ein europäischer, ein Weltkrieg drohend vor der Tür; jedesmal hat Bismarck ihn, kühn und behutsam, im verwegensten Spiel mitten durch alles Schwerste hindurch, hintangehalten. Allein warfen zuerst die beiden deutschen Vormächte zusammen Dänemark nieder; allein kämpfte Deutschland dann unter sich seinen notwendigen Bruderkampf aus; allein schließlich den Waffengang mit Frankreich. Allein, nicht wie 1815 nach dem Gebot des Auslandes, bestimmte der deutsche Sieger diesmal das Ziel, erntete er den Gewinn: zuerst Schleswig-Holstein für Preußen und damit eine Stärkung seiner deutschen wie seiner europäischen Lage, den festen Fuß an Nord- und Ostsee zugleich; dann 1866 den weiteren starken Ausbau der preußischen Macht durch die großen Annexionen, die Einigung Norddeutschlands, das engere Band mit dem Süden; 1870 endlich die alten deutschen Westlande Elsaß-Lothringen und das Reich. Es war jedesmal das, was Europa gerade nicht gewollt hatte; und jedesmal hatte er es trotz Europa, ohne Europa durchgesetzt. Gegen ganz Deutschland hatte er scheinbar sein Werk begonnen, in den Bruderkrieg hatte er es getrieben; und nach sechs Jahren stand als Ergebnis ein neuer deutscher Staat in der Mitte des Erdteils, kraftvoll auf die alte preußische Großmacht gestützt, zusammengefaßt, mit offenem Weg zum Meer — nach sechshundertjährigem Elend wieder eine nationale deutsche Staatsordnung, zum erstenmal in der Geschichte überhaupt ein festgeschlossenes Reich der Deutschen.

Wir erinnern uns an diesem Punkt wieder der Besorgnis Wilhelm von Humboldts, ein kräftiger deutscher Staat könnte selbst eine erobernde Macht werden. Sind wir es geworden? Das erste, was hier festzustellen ist, was niemand ableugnen kann, ist doch, daß wir in diesem neuen starken Deutschland wieder vierzig, über vierzig Jahre in Frieden gelebt haben. Eine Periode reichen innern Wachstums abermals, fast ebenso lang wie die nach den Freiheitskriegen — nur wie viel gewaltiger in ihren Maßstäben, berechneter in ihren Bewegungen, mächtiger in ihren Ergebnissen. Überblicken wir diese anderthalb Menschenalter im ganzen, so ist die wichtigste Tatsache, von der alles andre abhängt, die unaufhaltsame Zunahme der Bevölkerung in dem neuen Deutschland: 1871 hatten wir 41 Millionen, 1915 fast 70. Diese Zunahme der Bevölkerung aber hat stattgefunden ohne gleichzeitige Vermehrung unsres europäischen Landbesitzes. Niemals in diesen fünfundvierzig Jahren war unsre Politik auf eine solche gerichtet. Wir haben es vorgezogen, zu versuchen, 30 Millionen mehr auf dem gleichen Boden zu ernähren. Wir hatten weiter rund um unsre Grenzen in Österreich und der Schweiz 13½ Millionen, in den Niederlanden, in Belgien und Rußland weitere 12 Millionen Stammverwandte wohnen; wir sind wohl der einzige große Staat gewesen, der in solcher Lage nie irredentistische Politik getrieben hat. Von einem Wiedererwecken der imperialistischen Gedanken des alten deutschen Kaisertums war keine Rede. Recht im offenen Gegensatz dazu gab Bismarck alsbald die Losung von der „Sättigung" des neuen Reiches aus. Die Periode der Feldzüge, in der unsre Einheit aufgerichtet wurde, war vorüber; nun galt es auszubauen, zu sichern, zusammen-

zufassen, das rasch Vereinte mit einheitlicher Stärke zu durchdringen. Wie konnte dieses neue Reich überhaupt in Europa bestehen?

Das Entscheidende in allem blieb immer seine Lage: diese ungedeckte Lage inmitten der stärksten Militärmächte des Erdteils, mit keiner andern natürlichen Grenze als der See im Norden und den Alpen im Süden, im Westen unsicheres Zwischenland, im Osten die beiden tief einschneidenden Buchten zwischen Preußen und Schlesien, zwischen Sachsen und Bayern. Diese geographische Lage war das politische Schicksal des neuen Reiches — wie sie immer das Schicksal Deutschlands gewesen ist: seit den Zeiten, da Karl der Große die Araber bei Pamplona und die Avaren an der Raab schlagen mußte, da die Mongolen in Schlesien einfielen, während der deutsche Heerbann vor Rom stand, da Prinz Eugen das eine Mal in Lille und das andere Mal in Belgrad einzog. Immer war Deutschland in der Gefahr, von den verbündeten Nachbarn erdrückt zu werden; jahrhundertelang war es dieser Gefahr erlegen. Das einzige, womit es von sich aus dieser Gefahr begegnen konnte, waren die Mittel, mit denen bisher das kleine Preußen sich inmitten seiner Feinde aufrecht und siegreich erhalten hatte: ein starker Staat, immer gerüstet, immer bereit, angespannt, alle Kräfte in Zucht und Organisation gesammelt. Diese Mittel hat das neue Bismarckische, das preußisch-deutsche Reich angewandt. Das ist im Kern der preußische Militarismus, den unsre Gegner vom Grund ihrer Seele aufrichtig verdammen, weil er sie hindert, uns zu vernichten. Ich deute hier nur mit zwei Worten — denn das ist uns ja unmittelbar gegenwärtig — auf die Hauptzüge, wie sie

die Stellung unsres Reiches in der Welt von innen her bestimmen.

Dieses neue deutsche Reich ist fürs erste, bei aller staatsrechtlichen Kompliziertheit, im Wesen ein monarchisches Reich, im Ganzen wie in den einzelnen Teilen. Es bedarf in seiner Lage mehr als alle andern der sicheren, einheitlichen Leitung nach außen; es bedarf bei der Fülle von Gegensätzen in seinem Innern auch hier ausgleichender höchster Gewalten über allen Sonderinteressen, von ihnen unabhängig. Für den Fremden mag es wohl ein seltsam verwickeltes Wechselspiel von Teilung und Zusammenfassung scheinen; aber es ist tief mit dem ganzen Gang unsrer Staatsbildung verknüpft. Ringsum in Deutschland lebt noch, um alte Mittelpunkte gesammelt, die ursprüngliche Gesinnung der Treue und des Vertrauens zwischen Fürst und Volk. Wir hatten eben erlebt, wie unsre Einigung nur unter fürstlicher Leitung möglich gewesen war. Gefühl und Verstand führen uns in Deutschland zur Monarchie; sie ruht auf altem geschichtlichem Recht und ist uns kein Gegensatz zu freier, volkstümlicher Verfassung: auf allen Seiten sehen wir im Großen wie im Kleinen ihre lebendigste Wirkung.

Dieses monarchische Reich ist weiterhin militärisch. Wie im alten Preußen ist das Heer, die militärische Stärke das Rückgrat nicht nur seiner Kraft, sondern seines Daseins. Es gibt in unsrer Lage keine andere Möglichkeit. Diese Wehrmacht ist in unsrem Reich auf der breitesten Grundlage und im größten Stil ausgebildet worden. Sie stützt sich auf die Kernfesten unsres nationalen Charakters: auf den ungebrochnen, kriegerischen Geist des Volkes, auf das der Ruf der Trompete seine werbende Kraft noch nicht verloren hat,

auf den Geist der Ordnung, der Treue, der Hingabe. Alle Welt sieht heute in ihr einen der gewaltigsten Organismen der Weltgeschichte. Sie ist ein Volksheer wie kein andres: alle lebendigen Kräfte unsrer neuern Entwicklung sind in sie einbezogen: von den Überlieferungen des friderizianischen Offizierskorps über die Ideale der Freiheitskriege bis zu den Gedanken und Mächten unsrer Bildung, unsrer Wissenschaft, unsrer Technik.

An ihm sehen wir auch deutlich schon den dritten Grundzug dieses monarchisch-militärischen Staates: den demokratischen oder vielleicht sagen wir richtiger: den staatssozialistischen. Man hat wohl das Heer, die Schule, das Beamtentum als die drei Säulen genannt, die diesen Staat tragen. Alle drei haben untereinander diesen verbindenden Zug. Die gewaltige, durchgreifende Organisation unsres Schulwesens, die ungefähr gleichaltrig mit der Heeresverfassung ist, der „eigentliche Bildner des heutigen deutschen Geistes"; und fast noch mehr das Beamtentum, das den Wohlstand und die Sicherheit unsres Staates geschaffen hat. Es muß heute, wie wir wissen, seine Macht teilen mit den großen Körperschaften der Selbstverwaltung in Städten, Kreisen und Versicherungen, mit der anregenden, umändernden, beaufsichtigenden Arbeit der Volksvertretungen. Auch diese aber sind in ihrem Ursprung von seinem Geist beeinflußt; alle drei vereinigen sich zu einem Maschinenwerk von ungeheurer Ausdehnung, Pünktlichkeit, Arbeitsleistung.

Von diesen Mittelpunkten aus aber verbreitete sich über die ganze Nation, die noch eben so zersplittert und in dieser Zersplitterung so ohnmächtig war, eine Organisiertheit und eine Organisationsfähigkeit, wie sie die Geschichte bisher noch

nicht gesehen hatte. Nur sie hat uns die Möglichkeit gegeben, zu werden, was wir in diesen vierzig Jahren geworden, was wir heute im Kriege sind. Unsre Wirtschaft zeigt dies vielleicht am deutlichsten. Sie ist selbst, mit dem Eindringen von Kapitalismus und Technik, erst etwa gleichzeitig mit der neuen Staatsbildung erwachsen und ihr am nächsten verwandt. Methode und Zusammenhang, größte Planmäßigkeit des ganzen Betriebes geben ihr das Gepräge. Auf Ordnung, Sachlichkeit, Zucht und Pflichtgefühl ruht alles. Es sind andre, gegensätzliche Ideale als in der romanischen oder der angelsächsischen Welt: überall steht das Ganze über dem Einzelnen; nicht das Wohlbehagen oder das Glück des Individuums sind das Ziel, sondern die Macht und Größe der Gesamtheit.

Hier ist nicht die Zeit, auszuführen, mit welcher riesenhaften Arbeit Bismarck diese Richtungen im ganzen festgelegt hat; überall hat er die volle Wucht seiner Persönlichkeit eingesetzt; überall hat er an den lebendigen Geist unsrer Geschichte, unsres Volkstums angeknüpft. Das Monarchisch-Militärische, der gewaltige Ausbau, die Steigerung der staatlichen Macht, die rastlose Arbeit am inneren Verschmelzen von Einheit und Vielheit — das alles bedarf keines Wortes. Daneben tritt etwa, um das Allerwichtigste wenigstens zu nennen, die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die Zusammenfassung der einzelnen systemlos nebeneinander stehenden Unternehmen in eine Verwaltung, „die erste große und zugleich die noch heute größte wirtschaftliche Konsolidation nicht nur Deutschlands sondern wohl der Erde". Dann die Wirtschaftspolitik von 1879: der Schutz der einheimischen Erzeugung und des einheimischen Verbrauchs, das

gleichmäßige Nebeneinander von Landwirtschaft und Industrie. Endlich — neben dem Schutz der Arbeit der Schutz des Arbeiters — das mächtige Werk der sozialen Versicherungen, in dem seither die ganze Welt uns nachgefolgt ist, die Sorge für Gesundheit und Kraft des vierten Standes. Eine wahre Herkulesarbeit jedes einzelne, das Ganze eine staatsbildende und aufbauende Leistung, die neben den größten aller Zeiten besteht.

Diese inneren Aufgaben waren so gewaltig, daß zeitweise die äußeren hinter ihnen beinahe zurückzutreten schienen. In Wahrheit waren auch diese nicht geringer und nicht minder verantwortungsschwer denn je. Und auch hier hat Bismarck, über die Gründung von 1870 hinaus, die zwei großen Grundrichtungen festgelegt, die bis unmittelbar in die heutigen Weltgegensätze, in unsern heutigen Krieg hereingeführt haben.

Wir haben die Lage gesehen, in der das junge Reich sich im Augenblick seines Entstehens befand. Auf der einen Seite der unversöhnte Gegner von 1866, auf der andern der von 1870. Rußland, mit dessen Hilfe Bismarck die Reichsgründung bisher durchgeführt hatte, mit diesem unverhofften Ergebnis seiner Hilfe unzufrieden, eifersüchtig, ärgerlich, daß es den Schützling hatte so groß und selbständig werden lassen. England entrüstet über die Störung aller bisherigen Kräfteverhältnisse, auf die man so schön eingespielt war, über den neuen wirtschaftlichen Nebenbuhler. Im Grund Gegner rundum. Auf die Dauer war das Entscheidende, daß Frankreich nie den Frankfurter Frieden ehrlich anerkannte; der Gedanke der Rache ging ihm in Fleisch und Blut über; was immer sonst sich ändern mochte, Frankreich blieb der

Herd und Eckstein jedes Bündnisses, das gegen Deutschland gerichtet war. Seit Mitte der siebziger Jahre trat dazu, daß auch die Spannung mit Rußland einer Krise zudrängte: die Wahl zwischen Rußland und Österreich zwang sich uns auf. Es war vielleicht die Entscheidung, die Bismarck von allen am schwersten gefallen ist. Er hatte den ersten Teil seines Lebenswerkes auf das alte preußisch-russische Einvernehmen gegründet. Er kannte die Macht des Zarenreiches, das er wohl mit einem Mastodon verglich; er hat auf der andern Seite ein gewisses Mißtrauen gegen Österreich nie ganz überwunden. In einem der mächtigsten Kapitel der Gedanken und Erinnerungen hat er das Für und Wider dieser schicksalvollen Wahl erörtert. Drei Jahre hat er sie hinausgezögert. Er hat sich schließlich 1879 dennoch für Österreich entschieden.

Indem er es tat, wies er selber zugleich zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft. Uralte Gemeinschaften des Volkstums, der Lage, der Bildung, der Geschichte verbanden beide Staaten; kaum dreizehn Jahre waren sie jetzt völlig getrennt gewesen; noch ehe er die Trennung durchgeführt, hatte er selbst einen neuen Bund auf veränderter Grundlage im Auge gehabt. Es war die alte Mitte von Europa, die er wieder zusammenband. Was Rußland von Deutschland wollte, war letzten Endes die Rückkehr in das alte Dienstbarkeitsverhältnis von vor 1871; es hatte Deutschland beherrscht und wollte es wieder beherrschen. Damals hatte die innere Zersplitterung Mitteleuropas es ihm ermöglicht; jetzt sollte es die äußere Trennung. Die Preisgabe Österreichs hätte ihm über kurz oder lang auch Deutschland ausgeliefert. „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen

Monarchie", war die Erwiderung Bismarcks, „als einer unabhängigen starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingesetzt werden darf." Das war der erste große Schritt, den Bismarck selbst über das Werk von 1871 hinaus getan hat.

Wenige Jahre darauf tat er auch den zweiten. Unaufhaltsam war, seit Deutschland staatlich und national erstarkte, die deutsche Wirtschaft über die festländischen Grenzen hinausgewachsen; von Tag zu Tag fast vergrößerten sich ihre überseeischen Interessen. In Afrika, auf den Inseln der Südsee faßten sie Fuß; nach allen Seiten zielten die Wünsche, die Pläne, die Hoffnungen. Sollte auch das neue Reich seinen Pionieren Schutz und Sicherheit versagen? ihre Arbeit wieder dem Ausland zugute kommen lassen? Man weiß, wie ungern und zögernd Bismarck auch an diese Aufgabe der Kolonialpolitik herangegangen ist. Er kannte die Schwierigkeiten, die Ungunst der deutschen Lage viel zu gut, als daß er sie ohne zwingende Not vermehrt hätte. Er hat auch diesen Schritt dennoch getan. In einem kurzen diplomatischen Feldzug von hoher Meisterschaft hat er 1884/85 gegen Englands Widerstand den größten Teil dessen erworben, was wir bis in den Krieg an Kolonien besaßen. Er war damit selbst über den Standpunkt der bloßen Sättigung hinausgeschritten — hinausgeschritten, meinen wir, sowohl hier beim Erwerb der Kolonien als schon bei der Verstärkung der festländischen Basis durch das dauernde Bündnis mit Österreich. Wir sehen hier die englische, dort die russische Gegnerschaft aufblitzen, und wir denken an heute. Mußten diese beiden

Gegnerschaften mit diesen beiden Richtungen unsrer Politik dauernd gegeben sein?

Bismarck selbst hat alles getan, um diese Folgen hintanzuhalten. Immer wieder wird der Betrachter hingerissen durch die wunderbare Mischung von Vorsicht und Kühnheit, von Maß und Verwegenheit in seiner Politik. In dieser Periode seines Alters scheint alles nur ausgereifter und überlegener, nichts schwächer geworden. Nie waren seine Züge verschlagener und überraschender, seine Deckungen umsichtiger angelegt. Er hat England mit Druck und Drohung unsre Kolonien abgerungen; aber nie ließ er es darüber zu einem wirklichen Bruch kommen; im Gegenteil, er hielt England immer wieder an der Seite seines Dreibundes fest, zu dessen Ergänzung er es bedurfte. Er hat Österreich gegen Rußland geschützt und Rußland dadurch aufs tiefste gereizt; aber es gelang ihm daneben doch, Rußland selbst wieder als Rückendeckung gegen Österreich zu gewinnen und festzuhalten.

Ein wunderbares Spiel des alten Gewaltigen, wie er in diesem letzten Jahrzehnt seiner Macht die Stellung seines Reiches unter allen Gefahren nur immer höher emporhob; Erich Marcks hat es uns unübertrefflich geschildert. Es war ja nicht so, daß wir etwa ein wirkliches Übergewicht über die andern besaßen, das sie bedroht hätte. Wir waren eine europäische Macht unter andern: die eine war reicher an Geld, die andre an Menschen, die dritte an Land, die vierte an Macht und Einfluß aller Art; und jede von ihnen war in einer günstigeren natürlichen Lage als wir. Aber alle waren untereinander verflochten in ein Netz von Gegensätzen, das sie wechselseitig band und festhielt: Rußland mit

England, England mit Frankreich, Frankreich mit Italien. Das Deutschland Bismarcks allein stand zwischen allen, durch Bündnisse gegen alle gesichert, von allen umworben. In Bismarcks Hand, in der Stille seiner Wälder, schienen alle Fäden zusammenzulaufen, alle Gewichte sich immer wieder von neuem zu verteilen. Und wie sie sich auch verteilten, immer gab sein Einsatz den Ausschlag. War es möglich, dieses Spiel dauernd, auf immer fortzuführen? Man mag drüber denken, wie man will. So lange er es in der Hand hielt, hat er es beherrscht; so lange er die Fäden knüpfte, hat er sich nie verrechnet; keine Lage ist je gekommen, die größer gewesen wäre als er.

Werfen wir von hier aus einen Blick unmittelbar auf die Lage vor Kriegsausbruch, so haben wir den Anschein eines furchtbaren Umsturzes. An Stelle der mannigfaltigen Gegensätze, die die europäischen Mächte zerteilen und in deren Mitte wir uns verhältnismäßig frei bewegen, ein einziger Gegensatz, der aller gegen uns, der uns auf Schritt und Tritt einengt; an Stelle des überlegenen Spiels mit Koalitionen, die uns auf allen Seiten sichern, das mühsame Ringen gegen eine übermächtige Koalition, die uns von allen Seiten her bedroht. Es ist dennoch die gleiche gegebene natürliche Lage, hier wie dort. Und es ist im wesentlichen das Fortschreiten auf den gleichen Wegen, die wir schon kennen, gewesen, das uns in die Stellung geführt hat, in der wir heute um unser Leben kämpfen.

Was in diesen fünfundzwanzig Jahren bei uns heranwuchs, was ihnen ihr Gepräge gab, war die Folge der friedlichen Zusammenfassung, des Ansammelns und Ordnens aller Kräfte, das wir vorher kurz betrachtet haben. Immer

noch nahm es, von der ständigen Bevölkerungsvermehrung getragen, von Jahr zu Jahr sich steigernd, an Eindringlichkeit und Konzentration zu. Auf dem wirtschaftlichen Gebiet vor allem lag sein Hauptnachdruck. Es war ein Wachstum, wir dürfen wohl sagen, ohnegleichen; so rasch, daß wir selber uns dessen kaum richtig bewußt geworden sind.

Ich möchte Sie nicht mit Zahlen ermüden; nur einige Beispiele aus den verschiedenen Gebieten fasse ich heraus. Aus der Landwirtschaft: in den gleichen fünfundzwanzig Jahren von 1885—1910, in denen unsre Bevölkerung um 30 v. H. zunahm, nahm unsre Getreideernte um 40, unsre Kartoffelernte um 55 v. H. zu. 1913 standen wir in der Kartoffel- wie in der Zuckerrübenerzeugung an der ersten Stelle; in der Erzeugung von Brotgetreide, Hafer und Gerste wurden wir nur übertroffen von den Vereinigten Staaten, die fünfzehnmal, und vom europäischen Rußland, das neunmal so groß ist wie wir. Die Zahlen aus der Industrie sind noch gewaltiger. Lassen Sie mich nur zweierlei anführen, Eisenindustrie und Gewerkschaften. Eisenindustrie: zwischen 1890 und 1910 hat die deutsche Stahlerzeugung ungefähr siebenmal so stark zugenommen wie die englische, die bis dahin führend war; 1893 haben wir sie überholt, heut etwa ums Dreifache überflügelt. 1903 haben wir auch Englands Vorsprung in der Roheisenerzeugung wettgemacht, seitdem fast ums Doppelte übertroffen. Unsre Maschinenausfuhr stand 1907 noch um 240 Millionen Mark hinter der englischen zurück, 1912 war sie ihr gleich, 1913 über. Schon einmal, vor dem dreißigjährigen Krieg, war Deutschland an der Spitze der gewerblichen Produktion von Europa gestanden; jetzt war es wieder mit Riesenschritten auf dem

Weg dazu. Ich stelle neben diese Warenziffern die Menschenzahlen der Gewerkschaften. 1891 zählten die deutschen Gewerkvereine rund eine Drittelmillion Mitglieder — das war noch nicht ein Viertel der englischen; 1912 übertrafen sie sie mit 3¾ Millionen um nahezu eine halbe Million und in der Jahreseinnahme um rund 20 Millionen Mark. „Die Organisation der deutschen Arbeiterschaft ist heute weitaus die machtvollste Organisation der Arbeiterschaft, die der Erdball trägt" (Schumacher). Im gleichen Schritt ging das Geldwesen. 1871 waren wir noch ein armes Land; 1906 war unser Goldvorrat nach amerikanischer Schätzung bereits an zweiter Stelle in Europa; bei Kriegsausbruch standen wir wahrscheinlich sowohl mit unsrem Volksvermögen (etwa 310 Milliarden) wie mit unsrem jährlichen Gesamteinkommen (etwa 43 Milliarden) unter allen europäischen Völkern an erster Stelle.

Genug! Der ursprüngliche Antrieb zu dem allem, wie wir sahen, war die Zunahme unsrer Bevölkerung: für sie galt es Nahrung, für sie galt es Arbeit zu schaffen. Das wurde erreicht. Von allen europäischen Ländern hatte Deutschland vor dem Krieg die breiteste Erzeugungs- und Verbrauchsbasis. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten war es der größte Inlandsmarkt der Welt. Aber schon die wenigen angeführten Zahlen zeigen, daß unsre Arbeit noch weit über den heimischen Bedarf hinauswuchs; sie drängte immer mächtiger, erobernd über unsre Grenzen vor. Unser Gesamtaußenhandel, der 1890 erst etwa 8 Milliarden betragen hatte, war 1913 auf 22½ angewachsen, der englische gleichzeitig von 15 auf 28½, der französische von 8 nur auf nicht ganz 15. Darunter erreichte die Ausfuhr 1913 die zehnte

Milliarde: sie stand damit nur mehr um 622 Millionen hinter der Englands zurück; in der ersten Hälfte 1914 hatte sie sie erreicht.

Ein Umsichgreifen, ein Wachstum, wir dürfen es wiederholen, ohnegleichen. Es ist wie ein Rausch der Arbeit, des jähen Wohlstandes, der hereinströmenden Zukunft. Und an der Spitze dieser jugendlichen, vorwärtsdrängenden Nation stand ein jugendlicher, vorwärtsdrängender Monarch, selbst zu diesem wachsenden Geschlecht gehörig, man hat wohl mit Recht gesagt: der erste eigentliche deutsche Kaiser. Hochfliegend, phantasiemächtig erfaßte er das Werdende. „Herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen." Es war ein und derselbe Puls, der durch ihn und dieses neue Leben ging.

In welche Lage der Welt fiel nun diese neue deutsche Entwicklung? Sie fiel auch hier, draußen zusammen mit einer neuen Lage. Das alte europäische Staatensystem, in dessen Mitte wir erst den deutschen Bund gesehen haben, in dessen Mitte Bismarck dann unser Reich aufgebaut hatte, seit den achtziger, stärker noch seit den neunziger Jahren verschob es sich zu einem neuen Bild. Der europäische Schauplatz erweiterte sich ringsum zum Weltschauplatz. Nicht mehr nur England und Rußland wie früher, sondern alle europäischen Großmächte nahmen jetzt an diesem teil, wurden Weltmächte. Die Vereinigten Staaten und Japan traten in diesen weiteren Kreis ein. Neue Heere, neue Flotten kamen in die Rechnung. Alle Interessen verflochten sich. Der Verkehr, die Wirtschaft, das Geldwesen umspannten die Erde. Hinter sie traten die Staaten, um sich greifend, wachsam, jeder seine Macht steigernd und zusammenfassend. Ein ungeheurer wirtschaftlicher Wettbewerb, ein politisches Ringen

aller gegen alle tat sich auf; man focht mit allen Mitteln, finanziellen, publizistischen, kulturellen; man drängte sich um jeden Fleck Erde, der noch frei war; überall klirrten im Hintergrund schon die Waffen auf. Man hat die allgemeine Lage wohl mit der Europas im 17. Jahrhundert verglichen, wie die werdenden Großmächte in dunklem kriegerischem Drängen nebeneinander emporstrebten. Welche Mächte würden dem neuen Weltstaatensystem, das nun sich bildete, angehören? Welche Züge würde dieses System tragen? In dieses Ringen trieben seine überquellenden Kräfte nun auch das junge Deutsche Reich hinein: und sein Eintritt, hat man mit Recht gesagt, hat dieser Epoche erst ihr eigentliches Siegel aufgedrückt.

Diese allgemeine Konstellation war für uns recht ungünstig. Kaum hatten wir uns in schwerer Mühsal in Europa endlich einen sichern Staat gebaut, wie die andern alle ihn längst besaßen, so verschoben sich hier alle Maßstäbe in neue, ungeahnte Verhältnisse, und was eben noch groß gewesen war, schrumpfte schon wieder ein, was eben noch ausreichend war, genügte nicht mehr. Alles ringsum wuchs und breitete sich über die Meere aus. Wir selbst aber waren auch für eine solche Ausbreitung wieder in einer schlimmen Lage: vom freien Meer durch die Schranke der britischen Inseln abgeschnitten, ohne wirklich geeignete Grundlage für Aufbau und Beherrschung eines großen kolonialen Reiches; Spätkömmlinge, denen das Beste schon vorweg genommen war, mit mangelnder Erfahrung; und immer dem konzentrischen Druck von allen Seiten ausgesetzt.

Man kann nicht sagen, daß die deutsche Politik diese Schwierigkeiten unterschätzt hätte. Sie war manchmal viel-

leicht etwas jugendlich laut in ihren Worten, etwas aufdringlich in ihren Gebärden; sie griff hier und dort vielleicht einmal rasch mit zu, wo sie besser die Hand davon gelassen hätte. Im wesentlichen war sie dennoch recht vorsichtig, suchend, manchmal wohl selbst unsicher. Die Weltpolitik, die sie verkündigte, — dessen war sie sich sehr wohl bewußt — war von einer andern Art als die der übrigen Großmächte. Wir haben mit voller Absichtlichkeit die längste Zeit kein großes Kolonialgebiet erstrebt, keine Eroberungen, keine politische Herrschaft, kaum einen Landgewinn. Stellen wir es ausdrücklich fest: wir hatten vor dem Krieg kein Kolonialreich, das neben den andern politisch in Betracht kam; wir hatten in unsern Kolonien kein ausreichendes Siedlungsgebiet, keinen wesentlichen Markt für unsre Überseewirtschaft, keine Quelle für unsre Heeresergänzung, keine selbständig zu verteidigende politische Machtstellung; es waren Stützpunkte in verschiedenen Teilen der Welt, Übungsfelder für eine überseeische Tätigkeit, die in der Hauptsache neben ihnen eigne und größere Wege gegangen ist.

Was unsre Weltpolitik in diesen fünfundzwanzig Jahren erstrebt hat, war etwas andres. Sie war vor allem aufs Wirtschaftliche eingestellt: Absatzgebiete suchte sie, Rohstoffgebiete für unsre Industrie, Einflußgebiete für unsern Handel — in Europa selbst ebenso wie in Afrika, in Kleinasien, in Südamerika, im fernen Osten. Die Hauptsache war ihr der Platz an der Sonne, die offene Tür. Wir waren deshalb in der Regel für die Selbständigkeit der einheimischen, noch nicht aufgeteilten Staaten. Die wirtschaftlichen Interessen hatten durchaus die Führung; die Regierung ging ihnen nach, sicherte sie, förderte sie mit dem lebendigen Machttrieb

des jungen Staates. Angreifend wie der französische, der japanische war dieser Imperialismus nirgends; schrankenlos wie der englische, der russische war er nie: freien Raum wollte er für unsre überströmenden Kräfte; weiter nichts. Eher sind wir immer hinter dem, was wir brauchten, zurückgeblieben, als drüber hinausgegangen. Von einem Weltreich gleich den andern schon bestehenden war keine Rede. Friedlich in ehrlicher Arbeit zur Gleichberechtigung mit ihnen aufzusteigen, das war das Ziel dieser Politik.

Die Hindernisse, die sich ihr auch auf diesem Weg entgegenstellten, waren unermeßlich. Wir kennen bereits die ungewöhnlich großen Schwierigkeiten, die ungewöhnlich zahlreichen Reibungsflächen unsrer kontinentalen Lage. Zu ihnen kamen nun noch, sie kreuzend, verwirrend, vervielfältigend, die überseeischen. Der Neid, den unser Aufkommen zu Hause hervorgerufen hatte, war noch nicht beruhigt, so erregten wir draußen schon wieder neuen. Unser Heer war den einen längst ein Dorn im Auge; nun wurde es unsre Flotte auch für die andern. Immer bewegte sich unsre Politik dabei in einem sehr gefährlichen Zirkel, in einer drohenden Zwickmühle: eben die Schwierigkeit, die Enge unsrer festländischen Lage drängte uns zur Ausbreitung über See; und jede Ausbreitung über See erhöhte durch die neuen Reibungen, die sie im Gefolg hatte, wieder die kontinentalen Schwierigkeiten. Denn wo immer in der weiten Welt wir einem andern zu nahe traten, die Folge war ein verstärkter Druck auf unsre heimischen Grenzen. Jede überseeische Gegnerschaft setzte sich nur allzu leicht in ein europäisches Bündnis gegen uns um. Es war immer nur eine sehr schmale Schneide zwischen kontinentalen und weltpolitischen Rücksichten, auf der wir uns

überhaupt bewegen konnten. Immer brauchten wir dazu einen Aufwand an Mitteln und Bereitschaft, der außer Verhältnis zum wirklichen Ziel schien. Immer standen wir dabei unter dem Risiko eines europäischen Krieges. Ich erinnere Sie nur an den ganzen Gang der Marokkanischen Angelegenheit. Und schließlich fanden wir in der Tat alle andern gegen uns vereinigt.

Eine Schilderung dieses allmählichen Zusammenschlusses unsrer Gegner und unsrer Einkreisung durch sie brauche ich hier nicht zu geben. Auch darin war die Politik seit 1890 im großen Ganzen eine Fortsetzung der Bismarckischen Tradition, daß sie sich nach keiner Seite hin (außer nach der österreichischen) fest band. Wir blieben allein. Es hat Zeiten gegeben, in denen wir uns vielleicht mit Rußland verständigen konnten; andre, wo es mit England möglich war. Aber der eine wollte uns dabei auf dem Festland binden, der andre über See. Jeder wollte dabei unsre eigne Entwicklung zu seinen Gunsten festlegen, beeinflussen; jeder wünschte uns vor allem als seinen Vasallen gegen den andern. Die Entscheidung in jedem Fall war voll schwerer Verantwortung. Man hat wohl gefragt, was Bismarck selbst in diesen Lagen getan hätte. Die Frage drängt sich auf, aber sie ist doch müßig. Denn er wäre eben nicht Bismarck gewesen, wenn ein andrer auch sagen könnte, was er getan hätte. Seine Lösungen waren immer die, die kein andrer gesehen hatte, die kein andrer hätte durchführen können. Er hätte sicher auch hier etwas ganz andres getan als alle andern. Es scheint ebenso töricht, ihn anzuklagen, wie sich mit ihm zu decken. Genug, wenn der Gang der Dinge begreiflich, zu rechtfertigen ist unter der Voraussetzung, daß

eben kein Bismarck ihn gelenkt hat. Und darüber ist kein Zweifel: die großen sachlichen Gründe, die zu diesem Krieg geführt haben, die Mächtigkeit seiner allgemeinen Ursachen liegen am Tag.

Die Grundlage der weitverbreiteten Abneigung gegen uns war immer gegeben: schon weil wir mehr Nachbarn hatten als alle andern; weil wir später gekommen waren und allzu fühlbar und rasch aufstiegen; weil die Eigenart unsres Staates, dem wir dies Wachstum verdankten, allen ein Ärgernis war. Es handelte sich gar nicht um irgendeinen einzelnen Anlaß der Feindschaft, um irgendeinen besondern Anspruch von unsrer Seite. Frankreich hat seit 1870 keinen andern Gedanken gepflegt als Rache für Sedan, wie es vorher Rache für Sadowa und wieder vorher Rache für Waterloo gepredigt hatte; es wollte seine alte Vorherrschaft über uns, dazu mußten wir geschlagen werden. Auch Rußland wollte wieder seinen alten gebietenden Einfluß auf die europäische Mitte. Es wollte Österreich und die Türkei niederwerfen, den Balkan beherrschen. Wir deckten in unserm eignen Interesse Österreich und den Balkan und wollten selbständig bleiben. Und England? Waren es hier einzelne Anlässe, Rivalitäten draußen in der Welt, die zu dieser Gegnerschaft geführt haben? Die hätten sich wohl beseitigen lassen; wir haben's ja immer von neuem, bis zuletzt versucht. Es war wiederum das Dasein unsres Staates, dieses lebenatmenden, arbeitstrotzenden Staates mitten in Europa, so nah der englischen Küste, das England nicht dulden wollte.

Unsre Politik hat versucht, was sie konnte, das Bündnis all dieser Gegner auseinander zu halten, wieder zu zer-

sprengen. Es ist ihr nicht gelungen. Inwieweit die Mittel, die sie dazu anwandte, die zweckmäßigsten, inwieweit der Gang, den sie dabei einhielt, folgerichtig war, kann erst die Geschichte beurteilen. Kein Vernünftiger wird das englische Märchen glauben, daß wir den Krieg, den Eroberungskrieg gegen alle gesucht hätten. Was wir taten, war im Gegenteil immer darauf gerichtet, diesen allgemeinen Krieg zu vermeiden. Er ist dennoch gekommen. Alle miteinander sind sie über uns hergefallen. Und ganz Deutschland hat es in diesem Augenblick empfunden: nicht um die Außenposten unsrer Weltpolitik, um den oder jenen einzelnen Streitfall ging es: es ging um unser Leben, um unsern Staat selbst, um die Grundlagen unsrer Kraft. Es war eine Wiederholung des alten Kampfes gegen die Mitte Europas, die den andern zu stark wurde. Sie sollte wieder zerschlagen, heruntergedrückt werden auf die Lage wie vor hundert Jahren.

Überwältigend große Tage, die wir damals und seither erlebt haben! Mit Bewußtsein stehen wir an einem der entscheidenden Höhepunkte unsres weltgeschichtlichen Daseins. Um das Ergebnis des ganzen letzten Jahrhunderts unsrer vaterländischen Geschichte, um das Ergebnis der Zeit seit 1870 vor allem geht jetzt der Kampf. Alles was inzwischen aufgebaut und befestigt worden ist, besteht jetzt seine Feuerprobe: keine schwerere hat die Geschichte je einem Volke auferlegt. Was hat sie uns bisher — das soll unsre letzte größere Frage sein — über unsre Stellung in der Welt gesagt?

Nicht nur unsre Feinde, auch die meisten unter uns haben erst jetzt ermessen, welchen ungeheuern Schatz an auf-

gespeicherter, organisierter, leicht organisierbarer Volkskraft wir angesammelt hatten. Fünf Vierteljahre des Krieges waren die beiden Mittelmächte in der Tat rundum abgesperrt von aller Welt, selbst von ihrem türkischen Bundesgenossen. Niemand hat uns Waffen gegeben, niemand Rohstoffe für den Krieg, niemand Geld, niemand ist uns mit seiner Wissenschaft, seiner Technik zu Hilfe gekommen. Wir blieben wirklich angewiesen auf uns allein: wir hatten nichts als unser Heer und unsre Flotte, unsre Landwirtschaft und unsre Industrie, unser Geld und unser Verkehrswesen, unsre Technik und unsre Wissenschaft. Und wir haben gesehen, gerade die Kompliziertheit, die Vielseitigkeit und die planmäßige Beweglichkeit unsrer Organisation hat uns jetzt ermöglicht, uns aufrecht zu erhalten. Alle Züge, die wir vorher als Kennzeichen für diesen neuen deutschen Staat aufgezeigt haben, traten nun aufs deutlichste zutage: die straffe Schnelle einheitlicher monarchischer Führung; das militärische Grundwesen, das dies Land friedlicher Arbeit im Umsehen in ein einziges riesiges Kriegslager verwandelte; der demokratische, staatssozialistische Geist, der jetzt in der Stunde der Not herrschend in alle Lebensgebiete eingreift. Und wenn unsre Gegner immer den starren, ertötenden Mechanismus dieses Systems anklagen und verspotten: wir haben's jetzt in gewaltigen Tagen erlebt, wie alle edelsten und stärksten Kräfte unsrer Art in ihm lebendig sind. Ist's nicht uns allen gewesen, als hätten wir jetzt erst das Wesen unsrer Nation wirklich kennen gelernt? Nichts, was wir aus den Freiheitskriegen lesen, ist deutscher gewesen, als es der schlichte, erschütternde Ernst war, mit dem dies Volk in den Kampf auf Leben und Tod ging, als die unverwüstliche Tapferkeit

und das fröhliche kriegerische Ungestüm, als die treue Manns-zucht, die das Schwerste vollbringt, ohne große Worte wie eine gewöhnliche alltägliche Pflicht. Und wie unbezwinglich war in der Stille das Gefühl der Einheit herangewachsen! Mögen unsre Feinde sich damit trösten, es handle sich nur um äußere Dinge, daß wir bisher rascher Kanonen und Munition anfertigen können als sie. Ich muß hier an ein Wort denken, das Bismarck 1896 zum chinesischen Staats-mann Lihungtschang sagte, mit dem er über Krupp sprach. „Das Getöse von Essen," sagte er da, „ist heutzutage ein Friedensgesang. Morgen kann es die Stimme des geeinigten Deutschlands sein, die durch viele Tausend Essener Kehlen zum Feind spricht." Es ist in der Tat die Seele eines ge-einigten Volkes, die in dem Riesenwerk dieser Organisationen sich auswirkt. Nie sind deutscher Staat, deutscher Geist und deutsche Wirtschaft, nie sind alle Schichten und Stände unsres Volkes so einig gewesen wie jetzt in ihnen. Wir dürfen es aussprechen — denn wäre es anders, so säßen wir jetzt nicht mehr ruhig hier beisammen — keiner unsrer Gegner hat diesem System der Zusammenfassung und Ordnung bisher etwas Ebenbürtiges entgegengestellt.

Wir wollen uns auf der andern Seite auch die Schwächen unsrer Stellung, die dieser Krieg uns gezeigt hat, nicht ver-hehlen. Sie sind in einem gewissen Sinn die Schatten dieses selben Lichtes. Man kann sie vielleicht mit einem Wort umfassen: es ist unsre Vereinzelung. All diese un-abläßige Arbeit des Rüstens, Sammelns, Ordnens ist ja wohl nur möglich gewesen, indem wir uns frei zwischen allen andern erhielten, keinem einen entscheidenden Einspruch in unsre Entwicklung zugestanden. Wir sehen, nichts war

notwendiger als solche Beschränkung, wenn wir diesen Krieg aushalten sollten; aber wir sehen auch, wie eben diese Beschränkung mit dazu beigetragen hat, uns in diesen Krieg zu führen. Wir selbst hatten gehofft, solang friedlich weiter wachsen, solang uns friedlich ausbreiten zu können, bis unsre Stellung durch ihre eigne Stärke gefestigt gewesen wäre. Das haben die andern uns nicht erlaubt. Es wäre nach allem, was uns die Geschichte lehrt, ein Wunder gewesen, wenn sie's getan hätten. Daß wir in unsrer Mehrheit im Ernst an diese Möglichkeit geglaubt haben und halbblind bis an die Schwelle dieses Krieges gegangen sind, zeigt wohl die tiefste Schwäche unsrer Stellung.

War in der äußern Politik etwas höher im Kurs in dem Deutschland vor dem Krieg als die vogelstraußhafte Selbstzufriedenheit, die selbstgefällige Prahlerei — und ihr Widerspiel, das um kein Haar besser ist, die billige, bissige, herunterssetzende Kritik? Hat es eine große Nation gegeben, die wir nicht übertroffen hätten in dem erschreckenden Mangel an Kenntnis der auswärtigen politischen Verhältnisse, an politischer Betrachtung der Dinge überhaupt? in Willensträgheit und Gleichgültigkeit gegen alles, was politisch über unsern engsten Kreis, über das augenblicklichste Interesse hinausging? Es ist jetzt nicht schwer, über unsre auswärtige Vertretung herzufallen: aber womit hatten wir uns denn selbst eine bessere verdient? Der subalterne Geist, den die jahrhundertelange Enge uns eingeimpft, sitzt uns politisch noch tief im Blut. Die Fülle riesenhafter ineinandergreifender Organisationen, in denen der einzelne allzu leicht sich auf die eignen Räder und Schrauben beschränkt und im übrigen auf die Pünktlichkeit des ganzen Maschinenwerkes vertraut,

hat ihm noch neue Nahrung gegeben. Das Glück einer genialen Führung unter Bismarck, der mächtige äußere Aufschwung der folgenden Jahre schien alle optimistische Bequemlichkeit zu rechtfertigen. Sie verbündete sich nicht selten mit einer Einbildung, deren Aufdringlichkeit oft nur durch ihre Unwissenheit übertroffen wurde. Wer z. B., der England kannte, ist in den Jahren vor dem Krieg nicht immer wieder erschrocken über die eitle Unterschätzung, in der man sich bei uns weitum gefiel? Erst sehr allmählich während des Krieges sind uns dann schmerzlich die Augen aufgegangen. Mit Rußland, selbst mit Frankreich war's nicht anders. Wenn wir uns heute fragen, über welche Probleme unsrer äußern Stellung in der Welt, auch nur die allernächstliegenden, wir uns vor dem Krieg ernsthaft unterrichtet hatten: gehen wir einmal rund herum jetzt um die Fragen, die wir nun lösen sollen: Belgien, Polen, der Balkan, die Türkei, Österreich-Ungarn, was haben wir vorbereitet gehabt? Wie vielen sind die großen, ganz elementaren Fragen unsres politischen Daseins nicht erst jetzt in Gestalt der berüchtigten Kriegs- oder Friedensziele aufgetaucht! Die fieberhafte Aufklärungsarbeit während des Krieges war doch nur ein, freilich höchst wichtiger, Notbehelf, der lange Versäumtes nicht über Nacht nachholen kann. Das deutsche Volk hat auch in diesem gewaltigsten seiner Kriege, in dem seine militärische und seine sittliche Kraft einer Welt die Wage hielten, politisch nicht die Fähigkeit gehabt, sich selbst den Weg zu bestimmen. Wir brauchen ja nur zu sehen, wie wenig sicher und stet die allgemeine Meinung durch alle Schichten hin, über die eigentliche Richtung, das wünschenswerte Ziel dieses Krieges bisher gewesen ist.

Haben sich hier überhaupt schon bestimmte Gedanken, bestimmte allgemeiner verbreitete Gedankenrichtungen über unsre Stellung nach dem Krieg herausgebildet? Es ist schwer, hierüber zu reden, nicht etwa aus Gründen des Bärenfells, das wir nicht verteilen sollen — hier handelt es sich ja um etwas ganz andres, um Erwägungen der allgemeinsten Art, die zum Teil selbst vom Ausgang des Feldzuges nur im Grad der Ausführung beeinflußt zu werden brauchen. Ich möchte, wenn Sie mir's noch erlauben wollen, hier zum Schluß nur auf drei solche allgemeine Gedanken noch kurz hindeuten.

Das eine erste ist ja gewiß: was uns jetzt die Stärke gegeben, was uns jetzt aufrecht erhalten hat, das wollen wir alle bewahren und ausbauen. Nach wie vor gibt es für uns keinen andern Weg. Erhaltung, Steigerung, Sicherung unsrer eignen Volkskraft, unsrer staatlichen Leistungsfähigkeit in jeder nur möglichen Weise: das bleibt immer das nächste. Was wir militärisch, was wir an Land an solchen Verstärkungen und Sicherungen brauchen und bekommen können, das wollen wir auch und darüber wollen wir keinen Zweifel lassen. Die bösartigen oder sentimentalen Schlagworte vom „reinen Verteidigungskrieg", von „Eroberungen" und „Annexionen" werden uns dabei den Kopf nicht umnebeln. Gebiete, deren Boden gedüngt ist mit deutschen Leichen, getränkt ist mit deutschem Blut, sind unter allen Umständen kostbar genug bezahlt. Eine Politik, die jetzt nicht groß genug wäre, auch der noch ungebornen Enkel zu denken, die ganze Fülle der noch ungelösten Aufgaben unsres Staates im Ganzen schöpferisch zu überschauen, und diesem werdenden deutschen Gemeinwesen, nach dieser gewaltigsten Probe, neue große Ziele zu setzen, wäre nicht wert, Politik zu heißen. Nach

rückwärts kann auch ein antiquarischer Trödler uns orientieren. In unserm Namen ist in diesem Krieg das Deutschtum über die ganze Erde hin verfolgt, mit Vernichtung bedroht worden; der Feind selbst hat uns die Ehrenpflicht gezeigt, die dem deutschen Staat, auch über seine eignen Grenzen hinaus, obliegt: das deutsche Volkstum als solches zu schützen und zu stützen, soweit immer seine Kraft reicht. All das ist nichts als Sicherung und Bewahrung. Die meisten dieser Ziele hat ja auch unsre Reichspolitik bereits ausgesprochen. Sie sind schlechthin etwas Selbstverständliches.

Darüber hinaus geht ein zweites, was man wohl als ein neues Programm für unsre Stellung in der Welt bezeichnen kann, ein Programm, das in seiner jetzigen Gestalt eigentlich erst im Lauf der Kriegszeit, auf Grund ihrer Erlebnisse ausgeprägt worden ist. Sie alle kennen es, wenn ich das Stichwort Mitteleuropa nenne. Dies Programm geht aus von unsrer gegenwärtigen Lage. Es bietet die Korrektur unsrer Vereinzelung, die wir praktisch jetzt im Krieg haben, — aber nicht mehr beladen mit den Zufälligkeiten, Ungewißheiten, Mängeln von heute, sondern fest gegründet, für immer gesichert, nach allen Richtungen ausgebaut. Der Hauptgedanke, auf den es sich stützt, ist der, daß der kontinentale Grund unsres eignen Reiches allein stets zu schmal bleibt für unsre ringsum bedrohte Stellung. Nicht immer können wir auf den gleichen Vorsprung der Organisation rechnen, den wir heut gerade besitzen. Jede bloße Steigerung der Intensität, mit der wir uns bisher erhalten haben, hat schließlich eine Grenze. Eine umfassende Stärkung unsrer festländischen Stellung aber scheint auf keine andre Weise möglich als durch einen festen, dauernden Zusammenschluß Mitteleuropas.

Für diesen Gedanken spricht aller Reiz der ältesten, ehrwürdigsten Überlieferungen unsrer Geschichte. Das Gebiet, das sein Name umspannt, hat die längste Zeit unsrer Vergangenheit eine geschichtliche Einheit gebildet. Nicht zum erstenmal schlingt dieser Krieg eine einzige Klammer von Gent und Brügge bis Siebenbürgen, von Friesland bis Tirol und an die Adria. Nicht zum erstenmal weht der Atem eines gemeinsamen Erlebnisses von Antwerpen bis Graz, von Köln bis Prag, von Straßburg bis Warschau. Und immer ist ein starkes Österreich der Schutzwall, ein schwaches das Einfallstor des Ostens gegen dies Gebiet gewesen. Aber eben diese alte Einheit, wir erinnern uns auch, haben wir selber, zum Teil in ganz bewußtem Kampf gegen damalige mitteleuropäische Gedanken, zertrennen müssen, um unsern jetzigen Staat aufzurichten. Dieser neue, preußisch-deutsche, Bismarckische Staat, festgefügt, ungelockert, mit all seiner straffen Kraft, ist das Fundament unsres Daseins. Er darf uns nicht wieder aufgelöst werden. Entsprechenden Forderungen aber werden wir auch in Österreich, sicher in Ungarn begegnen. Wie werden sie sich auf Grund der jetzigen Lage vereinigen lassen? Ich sage das nicht, um jenen Gedanken zu verwerfen; im Gegenteil. Ich für meinen Teil bekenne mich zu ihm. Aber nichts wäre meiner Ansicht nach verkehrter, als seine Schwierigkeiten zu unterschätzen. Er ist keine Selbstverständlichkeit, er ist eine schwere Aufgabe. Die wechselseitige Kenntnis von Deutschland und Österreich-Ungarn ist ja erschreckend gering; bis in den Krieg herein, gestehen wir's nur, haben wir uns doch lieber mit Ägypten und Indien, mit Afghanistan und Japan beschäftigt als mit unserm nächsten Nachbarn und Verwandten. Ob sich's

nun zunächst um militärische Vereinbarungen handelt oder um wirtschaftliche, um eine festere Arbeitsgemeinschaft oder schon um staatsrechtliche Bindungen: große Vorsicht und Schonung und Geduld wird überall hier zunächst nötig sein.

Dafür eröffnet sich freilich mit solchen Aufgaben auch vor unsern Augen ein neuer, gewaltiger Horizont. Der engere Zusammenschluß der beiden Mittelmächte ist ja selbst eine Art imperialistisches Programm: mit allem Weiten und Unendlichen, was an Wünschen und Zielen in einem solchen liegt. Neben den neuen Riesenreichen draußen in der Welt, sagt es, muß auch die alte europäische, die vorherrschend deutsche Mitte sich wieder verstärken. Immer bleiben ihre Ausmaße neben jenen ja noch klein und fast unbedeutend — wir erinnern uns noch einmal an die eingangs angeführten Zahlen. Um dies Mitteleuropa herum lagern sich dann freilich auf allen Seiten kleinere, selbständige Staaten, die Schweiz, Holland, Luxemburg, die nordischen, die südöstlichen Länder, die sich um diesen neuen Mittelpunkt in freien, wechselnden Formen versammeln, sich ihm auf diesem oder jenem Gebiet angliedern könnten. Hinter diesem Mitteleuropa (und nur hinter ihm) tut sich dann freilich auch der weitere Weg nach dem Südosten, nach dem Balkan und der Türkei, nach Asien auf. Wenn es gelingt, auch hier die heutigen Bündnisse festzuhalten, auszubauen, so erschließen sich allerdings für Macht, Wirtschaft und Kultur die reichsten Möglichkeiten; Aufgaben von Faustischer Perspektive tun sich hier vor dem Deutschtum auf. Wir denken an die tiefste Sehnsucht, die sich in unserm neuen Reich bisher geregt hat, an die Sehnsucht nach einem neuen, geschlossenen deutschen Menschentypus, der endlich einmal das Beste unsres reichen,

vielfältigen, zersplitternden Wesens zusammenfaßte und ausprägte in einer sichtbaren, sinnfälligen Gestalt, reich und doch festumrissen, stark und mild zugleich. Wie würde auch dies innerste Streben, in dem alles Tiefste unsrer Entwicklung zusammenströmen soll, durch die Weite des neues Blickes, die Höhe des Zieles, den Schwung der Tatkraft, die es erfordert, wachsen und gewinnen! — Ich habe diesen mitteleuropäischen Gedanken Ihnen jetzt nicht anpreisen oder ausführen, sondern nur vor Ihnen aufstellen wollen. Daß er eine der größten und man darf sagen, eine der natürlichsten Möglichkeiten einer künftigen deutschen Politik ist, ist außer Zweifel.

Nicht ohne ausdrücklichen Gegensatz gegen dieses Programm, das vorwiegend kontinental und politisch und nationalidealistisch gedacht ist, hat schließlich unsre bisherige weltpolitische Orientierung, die über die Nordsee laufende überseeische Handels- und Kolonialpolitik, an ihr Dasein erinnert. Nordwest gegen Südost; Meer gegen Land. Sie weist darauf hin, wie notwendig der große Industrie- und Handelskreislauf, wie er vor dem Krieg bestand, für unser ganzes Leben ist; wie wichtig die Seeschiffahrt, die Auslandskapitalien für unsre Wirtschaft. Die Türkei, stellt sie fest, war 1913 an unserm Gesamtaußenhandel erst mit 1 v. H. beteiligt, Bulgarien nur mit 0,3 v. H. Die Entwicklung und Erschließung dieser südöstlichen, besonders der zukunftsreichsten asiatischen Gebiete erfordere Jahre, langwierige Vorarbeit. Unter welchen Kämpfen und Mühen, erinnert sie, haben wir unsre kontinentale Gebundenheit schließlich überwunden; wieviel Luft, Licht, Kraft ist uns vom Meer hereingeströmt. Wollten wir uns wirklich wieder auf eine Land-

macht zurückdrängen lassen, wie früher, wo wir den Rückzug von der hohen See mit jahrhundertelanger Verarmung, Verkrüppelung gebüßt haben? Ein solcher Rückzug, angenommen daß er überhaupt möglich wäre, wäre eine politische Niederlage ersten Rangs. Im Gegenteil, sagt diese Richtung, das Ergebnis des Krieges muß ein verbessertes, geschlossenes überseeisches Kolonialreich, ein noch entschiedeneres Vorgehen auf den alten überseeischen Wegen sein. Ich stelle auch diese Gedanken jetzt nur höchst summarisch vor Sie hin.

Schließen wir vom bisherigen Gang unsrer Geschichte und von dem dieses Krieges, so möchten wir sagen: falsch scheint nur der angenommene Gegensatz zwischen diesen beiden Gedankenreihen. Der freie Zugang zum Meer, die wirtschaftliche Ausdehnung über See sind uns notwendig zum Leben; wir haben's ja zum großen Teil auf dieser Möglichkeit aufgebaut. Die heutige vorübergehende Umstellung unsrer Industrie im Krieg sagt dagegen gar nichts. Kein großes Volk, das einmal Seeluft geatmet hat, läßt sich gutwillig wieder von ihrem erfrischenden Atem trennen. Auf der andern Seite zeigt aber gerade dieser Krieg auch die Schwäche einer überwiegend wirtschaftlichen und überseeischen Einstellung. Mit einem Schlag ist uns das alles abgeschnitten worden. Und so lange die englische Seeherrschaft nicht von Grund aus erschüttert ist, bleibt diese Schwäche für uns bestehen. Sie verlangt, kann man sagen, nach einem verstärkten kontinentalen Gegengewicht. Denn auch unsre weltpolitischen Möglichkeiten hängen ab von unsrer militärischen Stellung auf dem Festland. Wir erinnern uns noch einmal, daß Bismarck beide Richtungen — den Bund mit Österreich und die wirtschaftliche Entwicklung über See — neben-

einander eingeleitet und festgelegt hat. So schwer es sein mag, es wird immer noch leichter für uns sein, auf beiden zugleich fortzuschreiten, als eine ganz aufzugeben. Eine gewisse Doppelpoligkeit ist in unsrer natürlichen Lage begründet. Unsre beiden Hauptflüsse sind der Rhein und die Donau: der eine weist nach dem Nordwesten, der andere nach dem Südosten. Man könnte unsre ganze Geschichte hieraus ableiten.

Jeder von uns fragt sich natürlich, wie nun inmitten dieser allgemeinen, ganz großen Linien, wie wir sie hier gezogen haben, unsre Stellung heute, wechselnd von Tag zu Tag, sich im einzelnen abgrenzt, und wie zu jeder dieser wechselnden Lagen dann die Gedanken sich stellen, die wir zuletzt angedeutet haben. In Wochen wie den gegenwärtigen, wo Entscheidungen ringsum sich zu drängen scheinen, wo wir mit der Möglichkeit des Eintritts neuer Feinde rechnen müssen, ist diese Frage lebhafter denn je. Aber hier haben wir uns zu bescheiden. Keiner von uns kann die militärische Gesamtlage in jedem einzelnen Augenblick überschauen, keiner die politische. Wir bleiben, außer unserm eigensten Gebiet, aufs Allgemeine angewiesen. Wir wollen uns deshalb zum Ende lieber an das halten, was uns am sichersten ist, an uns selber.

Worum es sich für jeden von uns in dieser Entscheidung handelt, das ist klar. Wir haben soeben in flüchtigen Zügen ein Jahrhundert unsrer Geschichte an uns vorüberziehen lassen — eines der größten, vielleicht das glücklichste Jahrhundert unsrer politischen Geschichte. Es ist im ganzen überblickt ein unaufhaltsamer Aufstieg. Ein einziger, immer wachsender Wille durchflutet es. Die Frage, die vor uns

liegt, ist die: wollen wir es fortsetzen? Es ist letzten Endes eine Frage des nationalen Willens. Einen Teil der Antwort darauf trägt jeder von Ihnen in seiner Brust.

Das sieht auch der Blinde, daß diese Stunde eine Schicksalsstunde ist, wie sie den Völkern nur einmal in Jahrhunderten gegeben ist; von ihr aus bestimmt sich auf lange hinaus der Weg, den wir selber, den unsre Nachbarvölker gehen werden. Ein Stillstand, ein Beharren bei dem bisher Erreichten, ein bloßes Zurückkehren in die Lage vor dem Krieg ist unmöglich. Unser Weg geht vorwärts, darüber hinaus — oder zurück. Dann wissen wir wohin; denn diesen Absturz haben wir in unsrer Geschichte schon einmal erlebt. Hammer oder Amboß: es bleibt uns in der Mitte Europas keine andre Wahl. Es fragt sich also, ob wir den Mut haben und behalten, weiter zu wollen. Das ist die große Frage, schließlich die einzige Frage unsrer Zukunft. Denn eher mag man dem Wind gebieten, daß er aufhöre zu rauschen, als daß man den festen Willen eines starken Volkes in der Geschichte bricht.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22400 8554

Literarische Anmerkung

Ich nenne aus der unermeßlichen Literatur nur die Schriften, denen ich für diesen Vortrag unmittelbar Zahlen, Tatsachen, Urteile, entnommen habe: Das deutsche Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg" 1915 (insbesondere die Aufsätze von O. Hintze zu S. 32ff.; E. Troeltsch zu S. 22ff.; H. Schumacher zu S. 24 und 30ff.; H. Oncken); Erich Marcks, Der Imperialismus und der Weltkrieg (Gehe-Stiftung 8. Bd. 1916); Erich Marcks, Vom Erbe Bismarcks, Eine Kriegsrede 1916; R. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart 1914; J. J. Ruedorffer, Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart 1914; Fr. Naumann, Mitteleuropa 1915; meine eigenen Aufsätze in den Süddeutschen Monatsheften seit September 1914.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

Chronik des Deutschen Krieges

nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen

Bis Juni 1916 sind erschienen: Band I—VIII. Jeder Band mit etwa 500 Seiten Text, mit Bildnissen und Kärtchen. Band IV und Band VIII enthalten je ein ausführliches Namen- und Sachregister über die vorausgegangenen Bände. Preis gebunden je 2 Mark 80 Pfg.

Urteile:

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß jeder neu erscheinende Band der Beck'schen Chronik des Deutschen Krieges dazu beiträgt, das Ansehen des Werkes zu erhöhen. Auch die Geschichtswissenschaft hält mit ihrer Anerkennung nicht zurück. Geh. Rat Prof. Dr. Erich Marcks fällt folgendes Urteil: „Ich finde diese Zusammenstellung militärischer, politischer Nachrichten und wichtiger Aufsätze ungemein wertvoll; ich kenne keine Veröffentlichung von gleicher Fülle und Sicherheit." — Prof. Dr. Loserth (Zeitschr. f. österr. Gymnasien): „Dieses Werk ist weitaus höher einzuschätzen als andere Werke ähnlichen Inhalts und gleicher Richtung. Hier findet sich alles Wesentliche, was auf den Fortgang des großen Krieges Bezug nimmt, in einer geradezu mustergültigen Weise gesammelt und geordnet." — Geh. Rat Dr. Otto Cruſius, Präsident der K. b. Akademie der Wissenschaften: „Ein monumentales Werk, das die Tatsachen selbst so deutlich sprechen läßt. ‚Auf die Tatsachen hören' soll man nach den alten Philosophen: nichts führt, wie dieses Buch, an die günstigste Stelle dafür!"

Als Ergänzungsband zu Band VII ist erschienen:

Die belgischen Gesandtschaftsberichte

aus den Jahren 1905 bis 1914

Mit Namen- und Sachregister

Gebunden M 2.80

Über die Bedeutung der belgischen Gesandtschaftsberichte äußerte sich

Reichskanzler von Bethmann Hollweg:

„Diese Berichte der belgischen Diplomaten geben ein klares Bild von der Ententepolitik der letzten zehn Jahre. Gegen diese Zeugnisse kommen alle Versuche der gegnerischen Seite nicht auf, uns die Kriegslust, sich selbst die Friedensliebe zuzuschreiben."